

hat. Hat nun freilich auch der Zustand des Gestorbenseins für den, welcher nicht an das Fortleben der Empfindung glaubt, nichts Beunruhigendes, so hat doch zu allen Zeiten diese Notwendigkeit des einstigen Sterbens einen trübenden Schatten auf das voraus liegende Leben geworfen. Dazu kam für Epikur eine besondere Schwierigkeit. Nach seiner Philosophie ist doch das Leben, wenn richtig gelebt, ein Gut, nicht ein fragwürdiges Mittleres. Sind also auch die Toten wohl nach seiner Philosophie nicht unglücklich, so scheint die sichere Erwartung des Todes doch die Lebenden auf alle Fälle in ihrem Glücke stören zu müssen. Wenn keine Empfindung mehr in den Toten ist, werden wir allerdings das Leben nicht entbehren; aber wir fühlen jetzt, daß wir es einst werden entbehren müssen. Welche Mittel hatte Epikur, um diese finsternen Schatten zu bannen?

Man muß die Angst vor dem Sterben von der Furcht vor dem Tode selbst wohl unterscheiden. Was die erste betrifft, so bringt er gegen dieselbe keine anderen Mittel in Anwendung als gegen den Schmerz selbst. Ja, wie im Leben der Mut gebietet eine kurze schmerzhaftere Operation einem langwierigen, wenn auch weniger intensiven Leiden vorzuziehen, so meint auch Epikur, in Übereinstimmung durchaus mit den Stoikern, daß man sich einem langwierigen Leiden, welches unsere Kräfte und unseren Willen lahm legt, durch den Selbstmord entziehen müsse. Der Schmerz des Sterbens ist also ebenso zu beurteilen wie die andern Schmerzen: so fürchterlich er auch an sich sein mag, eine höhere Rücksicht kann ihn annehmbar erscheinen lassen. Ihn zu ertragen aber lehrt die Tapferkeit, welche mit zur Ausrüstung des Epikurischen Weisen gehört.

Wie aber begegnet Epikur dem Gespenste des Todes selbst? Durch eine lange Reihe von Gründen beweist Lucrez, daß die Empfindung mit dem Leben aufhört und daß der Tod ein tiefer, völlig empfindungsloser Schlaf ist. Das Leben selbst aber ist nach Epikur doch ein Genuß. Wie vermag er uns aber, die Lebenden, darüber zu trösten, daß wir einst diesen Genuß werden entbehren müssen? Als eine Eigentümlichkeit der materialistischen Sittenlehre wurde es im Anfange dieses Kapitels bezeichnet, daß sie den Menschen als ein Naturprodukt verstehen lehrt und ihn denselben Entstehungs- und Entwicklungsgesetzen unterworfen zeigt, wie die unteren Reiche der Schöpfung. Nichts nun hatte einen so tiefen Eindruck auf den Geist des betrachtenden Epikur gemacht, als das unablässige Schauspiel des Werdens, Wachsens und Vergehens. Überall sah er Wandlungen, überall einen Kreislauf. Damit das Leben frisch und strahlend bleibe, muß es immer wieder von neuem entstehen. Nirgends duldet die Natur etwas Überlebtes; unaufhörlich zieht sie das Alternde zurück in ihren Schoß, um aus dem frei gewordenen Stoffe junges Leben zu schaffen. Freilich muß man sich aus dieser Betrachtung die Vorstellung einer mit bewusster Absicht schaffenden Natur hinwegdenken. Nach Epikur und Lucrez geschieht das vielmehr so, weil es nicht anders geschehen kann und weil der Tod die notwendige Folge des Lebens und der Veränderung ist. Alles, was ist, hat sein Ziel und sein Ende, und die unendliche Dauer vermag den Wert des Glückes und der Vollkommenheit nicht zu steigern. Es ist also gegen die Logik, gegen die vernünftige Einsicht, sich ewig alternd, ewige Dauer des Lebens und eine